GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Macht Glück glücklich? Jüdische Frauen im Untergrund 1942-1945

Kaplan, Marion

1999

https://doi.org/10.25595/956

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kaplan, Marion: *Macht Glück glücklich? Jüdische Frauen im Untergrund 1942-1945*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 10 (1999) Nr: 2, 214-236. DOI: https://doi.org/10.25595/956.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Macht Glück glücklich? Jüdische Frauen im Untergrund 1942–1945

Marion Kaplan

Oft, wenn ich mich mit der Situation von Juden beschäftigte, die sich in der Zeit des nationalsozialistischen Völkermordes versteckt hatten, versuchte ich zu verstehen, wie sie zurechtgekommen waren und wer ihnen dabei geholfen hatte. Als Historikerin suchte ich vergeblich nach Mustern: Ich suchte nach dem Muster des mutigen Opfers oder Retters, einem Muster politischer Zugehörigkeit oder geschlechtsspezifischen Verhaltens. Es gibt solche Muster: Es war zum Beispiel von Vorteil, nicht-jüdische Verwandte zu haben, und ebenso war es hilfreich, wenn man jung war – aber diese Tatsachen bieten keine zufrieden stellende Erklärung dafür, wer im Untergrund überlebt hat.

In der Tat lautet die einzige Erklärung, mit der ich mich zuerst überhaupt nicht zufrieden geben wollte: Glück. Es war einfach *pures Glück*, das einem das Leben rettete.

Der Kontext

Bevor wir mit den oft dramatischen Geschichten des Entkommens beginnen, ist es wichtig, den Kontext zu beschreiben, in dem diese Unternehmungen auf Leben und Tod stattfanden, wo Glück haben hieß, dass ein jüdischer Mann oder eine jüdische Frau ein paar Tage länger in einem Versteck überleben konnte.[1]

1 1933 waren ungefähr 525.000 Personen, d. h. weniger als ein Prozent der Bevölkerung Deutschlands als Juden gemeldet. Siebzig Prozent davon lebten in großen Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern. Die deutschen Juden gehörten überwiegend der Mittelschicht an. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten sie, obzwar sie nicht völlig akzeptiert wurden, rechtliche Gleichstellung und wirtschaftlichen Erfolg errungen. Da ihnen in der Vergangenheit eine Vielzahl von wirtschaftlichen Tätigkeiten untersagt gewesen war, waren fast 62% der Juden (gegen 18% der Nicht-Juden) in Wirtschaft und Handel tätig. Die Orientierung an religiösen Grundsätzen und die Ausübung des Glaubens verloren an Bedeutung, und während des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Republik nahm die Zahl der jüdisch-christlichen Ehen zu. 1927 waren 25% der jüdischen Männer und 16% der jüdischen Frauen mit nicht-jüdischen Partner/inne/n verheiratet. Die meisten Kinder aus diesen Ehen wurden als Christen erzogen, und einige erfuhren erst nach 1933 von ihrer jüdischen Herkunft. Für eine eingehendere Beschreibung des deutschen Judentums siehe mein Buch: Between Dignity and Despair: Jewish Life in Nazi Germany, Oxford 1998.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Mit dem Beginn der Nazi-Herrschaft wurden die deutschen Juden zum „sozialen Tod" verurteilt – sie wurden unterdrückt, aus der sozialen und moralischen Gemeinschaft ausgeschlossen, erniedrigt und in die Situation gebracht, als eine andauernde Schande betrachtet zu werden.[2] Die nationalsozialistische Regierung machte mittels Indoktrination, Bestechung und Gewalt aus den antisemitischen Vorurteilen eine Massenbewegung. Ungeachtet der verwirrenden, zeitweiligen Pausen in der Verfolgung und mancher Veränderung der Richtlinien seitens der Führungsspitze waren die meisten Deutschen eng in den allmählichen aber dramatischen Prozess verstrickt, der die Juden in den sozialen Tod führte. Als die Regierung den Juden die Bürgerrechte entzog, sie ihres wirtschaftlichen Auskommens und ihrer sozialen Einbindung beraubte, begrüßten dies viele Deutsche, und noch mehr sahen den staatlichen Grausamkeiten zu, unterstützten sie und griffen ihnen manchmal sogar vor. Lange vor dem physischen Tod der deutschen Juden ließ die deutsche ‚Volksgemeinschaft' – Herr und Frau Jedermann, die „ganz gewöhnlichen Deutschen" – die Juden tagtäglich den sozialen Tod erleiden.[3] Dieser soziale Tod war die Voraussetzung für Deportation und Völkermord.

Insbesonders zwischen 1933 und 1939 attackierte der Staat gezielt die Juden. Die 525.000 Juden Deutschlands wurden Zielscheibe wirtschaftlicher Boykotte und ‚legaler' Angriffe: Die *Aprilgesetze* von 1933 hatten sie aus dem Staatsdienst und den akademischen Berufen ausgesperrt und den Besuch von Schulen und Universitäten eingeschränkt. Die *Nürnberger Gesetze* von 1935 machten aus den Juden Bürger zweiter Klasse und verboten auch sexuelle Beziehungen oder Ehen zwischen Juden und ‚Ariern'. In dieser Zeit war die Propaganda der Regierung von einem pathologischen Hass auf die Juden gekennzeichnet.

Parallel zu diesen Dekreten und als Reaktion auf die Propaganda erfuhren viele Juden eine willkürliche und oft überraschende Hartherzigkeit und Feindseligkeit von Seiten ihrer Freunde, Nachbarn, Kollegen wie auch von Fremden. In den Geschäften stellte man Schilder mit „Juden unerwünscht" in die Auslagen, und Vermieter zogen es vor, an Nicht-Juden zu vermieten. Lange bevor Gesetze Verbindungen von Juden mit ‚Ariern' untersagten oder einschränkten, begannen Menschen und Organisationen die Juden auszugrenzen. Nach dem Krieg fasste Hannah Arendt die Situation folgendermaßen zusammen: „Und das hieß, dass die Freunde sich gleichschalteten! Das Problem ... war doch nicht etwa, was unsere Feinde taten, sondern was unsere Freunde taten."[4]

---

2 Orlando Patterson führte den Begriff „sozialer Tod" ein, um damit die Lebensumstände von Sklaven zu charakterisieren. Diese definieren sich durch drei Faktoren: individuelle Unterwerfung, Ausschluss aus der rechtmäßigen sozialen oder moralischen Gemeinschaft und durch die Behandlung als Menschen ohne Ehre. Vgl. Orlando Patterson, Slavery and Social Death, Cambridge 1982 und ders., Freedom: Freedom in the Making of Western Culture, New York 1991. Die Sozialgeschichte der Juden in Deutschland zeigt viele Ähnlichkeiten (freilich auch wichtige Unterschiede).

3 Vgl. Daniel Jonah Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker: Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin 1996.

4 Hannah Arendt, Was bleibt? Es bleibt die Muttersprache, in: Günther Gaus, Zur Person. Porträts in Frage und Antwort, München 1964, 22.

Die Nachbarn grüßten nicht mehr, der Postbote behandelte sie wie Luft. Fremde in der Straßenbahn, in Geschäften oder sogar auf der Straße testeten ihre Kenntnisse darüber, wer jüdisch ‚roch' oder ‚aussah', und äußerten laut ihre (oft falschen) Vermutungen. Viel gefährlicher war, dass Juden erpresst, bedroht und denunziert wurden von Leuten, die ganz einfach einen finanziellen Gewinn aus der Zwangslage der Juden ziehen wollten. Rabbi Joachim Prinz schildert die Situation so: „Das schwere Los der Juden ist, keine Nachbarn zu haben ... wer weiß, wie lange jemand ein Leben ohne Nachbarn ertragen kann ..."[5]

Schon früh drängte die Regierung die Juden zur Emigration, was für diese sehr kostspielig war. Sie sperrte Bankkonten und erhob extrem hohe Steuern – die im Verlauf der Zeit noch stiegen – und ließ so die Juden einer bitteren Armut im Ausland entgegensehen. Überdies hielten, wie man weiß, die weltweite Depression und der Antisemitismus im Ausland die anderen Staaten davon ab, ihre Grenzen den deutschen Juden zu öffnen.

Trotzdem hatten bis zum November 1938 170.000 jüdische Frauen und Männer ihre Heimat verlassen. Der Pogrom in diesem Monat hatte das Pendel nochmals in Richtung Emigration ausschlagen lassen. Nun waren die Juden überzeugt, dass ihr Leben in Gefahr war, und praktisch alle suchten nach einer Möglichkeit auszuwandern. Wie wir wissen, gelang es nicht allen, einen sicheren Zufluchtsort zu finden. Diejenigen, die blieben, durchlebten Ausgangssperre, Ghetto und Zwangsarbeit. Sie wurden gezwungen, ihren Taufnamen die Namen „Sarah" und „Israel" hinzuzufügen und den gelben Davidstern auf ihrer Straßenkleidung zu tragen. Sie waren die ‚sozial Toten': ausgeschlossen, entehrt und dem willkürlichen Hass ihrer Peiniger ausgesetzt. Victor Klemperer schrieb, was die Juden durchlitten:

> Diese märchenhafte Grässlichkeit unserer Existenz: Angst vor jedem Klingeln, Misshandlungen, Schmach, Lebensgefahr, Hunger (wirklicher Hunger), immer neue Verbote, immer grausigere Versklavung, ... absolute Hilflosigkeit ...[6]

Dies war die Situation, als im Herbst 1941 die Deportationen begannen.

Im Untergrund

„Im Untergrund" hieß, sich zu ducken und für die Dauer des Krieges aus dem Blickfeld zu verschwinden, oder den gelben Stern abzunehmen und eine ‚arische' Identität mit oder ohne Ausweis anzunehmen. Die Juden wurden zu Flüchtlingen, die untertauchten oder in den Untergrund gingen, um der Entdeckung durch die Nazis zu entgehen. Man nannte sie „U-Boote", und sie bezeichneten sich als „untergetaucht" oder als „getauchte Juden".[7]

5 Rabbi Joachim Prinz, Zit. nach Gudrun Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt a. M. 1990, 34.

6 Victor Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten: Tagebücher, II, Berlin 1995, 104.

7 Zum Begriff „getaucht" vgl. Report of 30 Nov. 1943, in: Sybil Milton u. Frederick Bogin

Da ein Sieg der Alliierten überhaupt nicht sicher war, fiel eine Entscheidung zum Untertauchen sehr schwer. Tatsächlich sah es bis zur Schlacht von Stalingrad – mehr als ein Jahr, nachdem die Deportationen begonnen hatten, – ganz so aus, als würden die Achsenmächte gewinnen. Den Deportationen zu entgehen, schien für viele ein endloses und deshalb auch hoffnungsloses Unterfangen. Wie lange konnten sie bei Fremden untertauchen? Wie lange würde ihr Geld reichen, und wie lange konnten sie ihre falsche Identität bewahren? Erst als der Krieg sich gegen die Nazis zu entscheiden begann, keimte Hoffnung auf ein Ende des Leidens auf.

Die meisten Juden warteten mit dem Untertauchen bis zum letzten Augenblick, nachdem die offiziellen Verlautbarungen über die Deportationen aufgehört hatten, und man Ende 1942 begann, sie willkürlich zu verhaften.[8] Bis dahin hatten sich ihre Einstellung und Wahrnehmung verändert: Die meisten waren nun überzeugt, dass die Nazis die Absicht hatten, sie umzubringen. Sie hatten gesehen, wie Freunde und Verwandte abtransportiert worden waren, und es verbreiteten sich Gerüchte über Tote im Osten. Insbesonders nachdem Eltern und ältere Verwandte ‚geholt' worden waren – wie die Opfer das nannten –, entschieden viele, dass es an der Zeit war zu verschwinden.

Jenen, die noch nicht untergetaucht waren, gab die Verhaftung jüdischer Zwangsarbeiter/innen Ende Februar 1943 den letzten Anstoß. Während dieser ‚Fabrik-Aktion' wurden ungefähr 10.000 jüdische Frauen und Männer, davon 7.000 allein in Berlin, aus den Fabriken, in denen sie gearbeitet hatten, gejagt und abtransportiert. Diese Aktion erschreckte jene verbliebenen Juden, die damit gerechnet hatten, durch ihre Arbeit dem Abtransport zu entgehen. Es wurde klar, dass der zwanghafte Hass der Nazis selbst jene Juden verschlingen würde, die in der wichtigen Kriegsproduktion tätig waren.

Sich zu verstecken, war extrem gefährlich und schier unmöglich. Die untergetauchten Juden lebten in großer Angst, sie fürchteten um ihre Sicherheit und um die der Leute, die sie versteckten. Sie zeigten einen unglaublichen Mut im Kampf gegen das Schicksal, das die Nazis über sie verhängt hatten. Die Deutschen, die sie versteckten, zeigten Mitgefühl, Mut und, dass es eine Möglichkeit des Widerstandes gegen den Völkermord gab.

Das Dilemma des Lebens in der Illegalität

Obwohl die Schätzungen weit auseinander gehen, vermutet man, dass zwischen 10.000 und 12.000 deutsche Juden untertauchten. Nur ungefähr 25% überlebten. Die anderen wurden verraten und von der Gestapo gefangen, oder sie erfroren oder starben an Unterernährung, Entkräf-

Hg., Archives of the Holocaust: An International Collection of Selected Documents, X, London/New York 1995 (= American Joint Distribution Committee, New York, Part I), 222.

8 Ungefähr ein Drittel der untergetauchten Juden ging erst in den Untergrund, nachdem sie ihre Vorladung zur Deportation erhalten hatten. Avraham Seligmann, An Illegal Way of Life, in: Leo Baeck Institute Yearbook, 37, 1992, 344.

tung oder im Bombenhagel. Diejenigen, die sich dem Abtransport widersetzten, begannen ein illegales Leben im wörtlichen Sinne (da ihnen nicht erlaubt war zu leben) und im übertragenen Sinne (da sie gegen das Gesetz verstießen). Für die Menschen mittleren Alters war dies eine Existenz, auf die sie in ihrem bürgerlichen Leben weder emotional noch praktisch vorbereitet worden waren. Die jüngere Generation, die unter den Nazis herangewachsen war, war vielleicht geübter in den notwendigen Machenschaften eines Lebens in der Illegalität, insbesondere in Gruppen. Die Aufzeichnungen betonen jedoch oft, wie Furcht erregend die Illegalität war, nicht nur wegen der Gefahren, sondern weil eigentlich gesetzestreue Leute keine andere Wahl hatten, als zu Gesetzesbrechern zu werden.

Männer waren viel gefährdeter, gefasst zu werden, als Frauen. Da die meisten deutschen Männer im wehrfähigen Alter eingezogen worden waren, beobachtete man Männer auf der Straße mit Argwohn, und sie wurden häufig Identitätskontrollen unterzogen. Gegen Ende des Krieges machte man Jagd auf mögliche Deserteure und flüchtige Zwangsarbeiter. So konnte ein Mann, wenn er nicht über sichere falsche Papiere verfügte, sein Versteck nur selten verlassen. Jüdische Frauen konnten sich leichter als Haushaltsangestellte oder Familienmitglieder einschleusen.

In einer Untersuchung von 65 Zeugenaussagen und Autobiografien bietet Avraham Seligmann einige Einblicke in das Leben im Untergrund. In dieser Studie reicht die Altersspanne der Versteckten von 12 bis 59; ungefähr die Hälfte war zwischen 31 und 49 Jahre alt. Manchmal teilten Säuglinge und Kleinkinder die Mühsal des Versteckens, meistens zusammen mit ihren Müttern. Ungefähr 40% der Befragten waren verheiratet (davon 72% mit Juden und 28% mit Nicht-Juden).[9]

Der Alltag der jüdischen Frauen und Männer im Versteck wurde noch anstrengender und kräftezehrender als zuvor, doch vereinfachte er sich auch grundlegend: Es gab nur noch die Suche nach Unterkunft und Nahrung. Mit einem Rucksack oder einem kleinen Koffer mit dem Notwendigsten verließen viele Juden ihre angestammte Umgebung, in der sie leicht hätten erkannt werden können, und baten nicht-jüdische Kolleg/inn/en, Freundinnen und Freunde und Verwandte um eine erste Unterkunft. Sie wohnten mit nicht-jüdischen Bekannten, mit Bekannten von Bekannten, mit jüdisch-christlichen Paaren oder mit den Verwandten oder Freunden dieser Paare. Andere gingen das Wagnis ein, völlig Fremde anzusprechen, weil sie überhaupt niemanden kannten, dem sie vertrauen konnten. Dieser Mut, dieser Durchhaltewillen und vor allem das pure Glück waren die Komponenten des Gelingens.

9 Vgl. Seligmann, Way, wie Anm. 8, 345f. Seligmann schätzt, dass gleich viele Männer wie Frauen in den Untergrund gingen. Doch es gibt Gründe anzunehmen, dass weniger Frauen als Männer sich versteckten, was aber noch genauer untersucht werden müsste. Erstens war es schwieriger, sich mit Kindern zu verstecken. Zweitens dachten einige Familien, dass Männer, insbesondere die Söhne, den Härten des Lebens im Untergrund besser gewachsen waren als die Töchter. Drittens fürchteten in den 40er Jahren die Frauen, die in den frühen 30er Jahren noch bestrebt gewesen waren, der Gefahr mittels Emigration zu entgehen, dass das Verstecken noch gefährlicher wäre als die ‚Umsiedelung' oder die ‚Evakuierung' in den Osten. Vgl. ebd.

Obwohl einige Juden eine erste Unterkunft und ein Netzwerk von Helfer/inne/n organisiert hatten, bevor sie untertauchten, suchten viele spontan Unterschlupf. So entschieden auch viele ihrer Helfer/innen impulsiv und nicht nach sorgfältig ausgeklügelten Strategien. 1942 klopfte die 23-jährige Erna Puterman an die Türe ihrer Freundin und sagte: „Meine Mutti haben sie heute mitgenommen." Ihre Freundin antwortete: „Dann bleibste hier."[10] Die Helferin und ihre drei Kinder teilten ihre beiden Zimmer mit der jüdischen Frau bis zum Ende des Krieges. Während Erna Puterman hoffen konnte, dass ihre Freundin sie beherbergen würde, ging Irma Simon ein großes Risiko ein. Sie fürchtete, dass ihr der Abtransport unmittelbar bevorstünde. Darum packte sie einen Koffer und ging auf die Straße, auf der Suche, wo sie den Koffer lassen könnte. Da er schwer war, hielt sie vor dem Geschäft ihres Schusters kurz an. Sie fragte ihn, ob er ihren Koffer aufbewahren würde.[11] Er und sein Bruder retteten ihr das Leben. Die beiden Berlinerinnen, Erna Puterman und Irma Simon, teilten die Wohnung mit ihren Helfer/inne/n, wie es in Berlin üblich war, wo die meisten Retter zusammen mit den versteckten Jüdinnen und Juden in kleinen Wohnungen lebten, die aus drei Räumen bestanden.

In einer neuen Umgebung hatten Juden mit hellem Haar und blauen Augen Glück. Es war leichter, argwöhnischen Blicken zu entgehen. In Anbetracht der Karikaturen von Juden mit dunklem Haar und dunkler Haut meinte ein jüdischer Flüchtling, dass diese Stereotypen vielen Juden das Leben gerettet hätten, da die meisten Deutschen nie vermutet hätten, dass deutsch aussehende Leute Juden sein könnten.[12]

Glück war grundlegend, aber nicht die einzige Voraussetzung, wenn man sich verstecken musste. Ebenso wesentlich war das Durchhaltevermögen. Verstecken war für die jüdischen Frauen und Männer und ihre Retter/innen eine, wie Eva Fogelman zeigte, anstrengende, entnervende Sache, wie Fließbandarbeit.[13] Ruth Andreas-Friedrich beschrieb die Retter/innen als Menschen, die täglich ihren Hals für ein paar Brotmarken, für einen vorübergehenden Unterschlupf riskierten.[14] Juden und Retter/innen wurden der endlosen Tage mit all den Täuschungsmanövern und Ängsten müde.[15] Zudem waren die Unterkünfte oft eng, schäbig und dunkel. Oft fanden Juden Zuflucht in unbenutzten Zimmern, auf Dachböden, in Kellern, hinter Treppen oder falschen Wänden, in

10 Aus einem Interview mit Marina Voigt, nachzulesen in: Thomas Kleine-Brockhoff u. Dirk Kurbjuweit, Die anderen Schindlers, in: Die Zeit, 14 (1. April 1994), 13f.

11 Irma Simon, Tonbänder, Leo Baeck Institut (LBI), New York. Es sind vier Tonbänder mit einer Gesamtdauer von zwei Stunden vorhanden.

12 Vgl. Eva Fogelman, Conscience and Courage: Rescuers of Jews during the Holocaust, New York 1994, 61. Die selben Stereotypen haben wahrscheinlich verhindert, dass einige dunkelhaarige Juden Unterschlupf fanden. In ihrer Untersuchung von Leuten, die überall in Europa Juden versteckten, stellte Eva Fogelman fest, dass mögliche Retter das größere Risiko fürchteten, eine jüdische Person zu verstecken, die den nationalsozialistischen Stereotypen entsprach: Eine Jüdin, die als Arierin durchgehen konnte, fand leichter eine Unterkunft als ein Mann mit eindeutigen Zügen mit dunklem gelockten Haar, einer gebogenen Nase, dunklen Augen, einem beschnittenen Penis. Vgl. ebd.

13 Vgl. Fogelman, Conscience, wie Anm. 12, 83.

14 Vgl. Ruth Andreas-Friedrich, Der Schattenmann, Berlin 1947, 128f.

15 Vgl. Fogelman, Conscience, wie Anm. 12, 83.

Gartenhäusern oder Scheunen. Oft war man für Körperpflege und Notdurft auf Eimer angewiesen. Und viele Juden mussten endlose Tage bewegungslos ausharren. Die schiere Langeweile trieb manche auf die Straße, wo sie gefasst wurden, während das unbeugsame Abfinden mit der Monotonie das Leben der Duldsameren rettete.[16]

Doch das Durchhaltevermögen, der feste Wille zum Überleben, wurde immer vom Glück übertrumpft. Wenn man beispielsweise sein Versteck verlor, so schleppte man sich weiter in der Hoffnung auf das Glück, einen freundlichen Menschen zu treffen, der einem helfen konnte. Viele der Jüdinnen und Juden im Untergrund wechselten häufig die Unterkünfte, manchmal, weil sie Fragen der Nachbarn an ihre Gastgeber vermeiden wollten, manchmal, weil sie ihren ahnungslosen Gastgebern die Wahrheit verschwiegen hatten aus Angst, abgewiesen zu werden. Inge Deutschkron und ihre Mutter beispielsweise versteckten sich im Verlauf von 27 Monaten bei mindestens zwölf Leuten an ebensovielen Orten.[17] Eine jüdische Frau aus einer ‚privilegierten Mischehe'[18] verließ mit ihren Töchtern Berlin und verbrachte zweieinhalb Jahre auf einer Wanderung von Dorf zu Dorf:

> Jeden Tag, egal was für ... Wetter, gingen wir weiter ... Oft froren wir und ... waren hungrig und wir schliefen in Hütten ... Ich brach in diese Hütten ein ... Ich hatte eine Karte mitgenommen ... und achtete darauf, nie mehr als einmal in ein Dorf zu gehen. Ich bat Bauern ... um Essen. Ich erzählte ihnen, daß wir ausgebombt worden seien und versuchten, zu unseren Verwandten zu kommen. ... Manchmal gaben uns die Bauern ... Essen und einen Platz zum Schlafen. Die Bauern hätten uns überhaupt nicht geholfen, wenn sie gewußt hätten, daß wir Juden waren ... Ich färbte mein Haar blond .. Eine meiner Töchter ... hatte blondes Haar.[19] [übersetzt von G. B.]

In Notsituationen brauchte man Durchhaltewillen und Glück. Misstrauische Nachbarn, wachsame Blockwarte und Bombenangriffe zwangen die Juden, die Unterkunft zu wechseln. Die Bombenangriffe brachten ihnen aber auch Vorteile, indem sie ihnen einen Vorwand lieferten, sich unter die anderen Bombenopfer zu mischen und vorzugeben, sie wären ‚Arier' deren Papiere vernichtet worden wären, sodass sie neue Ausweise bräuchten. Obwohl die Juden unter den Bombenangriffen litten, gaben sie ihnen im Grunde genommen Hoffnung auf einen Sieg der Alliierten.

16 Vgl. Ruth Gay, Outwitting the Final Solution, in: Horizon 19, 1 (1977).

17 Vgl. Inge Deutschkron, Ich trug den gelben Stern, Köln 1978.

18 Unter einer so genannten ‚privilegierten Mischehe' ist ein jüdisch-christliches Paar, dessen Kind/er getauft worden war/en zu verstehen oder die Ehe eines ‚arischen' Mannes mit einer Jüdin, unabhängig davon, ob sie Kinder hatten oder nicht. Als ‚nicht privilegierte Mischehe' galt die Ehe einer ‚arischen' Frau mit einem jüdischen Mann ohne Kinder oder eine jüdisch-christliche Verbindung, deren Kind/er im September 1935 in der jüdischen Gemeinde eingeschrieben war/en. Es gab sehr viel mehr ‚privilegierte' als ‚nicht privilegierte Mischehen', da die Kinder solcher Paare meist getauft wurden. ‚Privilegierte' Paare durften in der Wohnung bleiben, und der jüdische Partner trug keinen gelben Stern. Juden, die mit ‚Ariern' verheiratet waren, hatten es besser als ‚ganze' Juden, weil sie nicht gleich umgebracht wurden, doch wurden sie auch nicht automatisch von der Deportation verschont. Es gab von Gebiet zu Gebiet große Unterschiede, und die einzelnen Verwaltungen handelten willkürlich.

19 Vgl. Douglas Morris, The Lives of some Jewish Germans who Lived in Nazi Germany and Live in Germany Today: An Oral History. Diss. 1976, Wesleyan University, 129.

Wenn das Glück zeitweise ausblieb, so halfen Durchhaltevermögen und Mut, den Kampf weiterzuführen. In ihrer Verzweiflung suchten manche Schutz in öffentlich zugänglichen Räumen. So verbrachten die Jugendlichen der jüdischen Widerstandsgruppe *Chug Chaluzi* (Pioniergruppe) viele Nächte auf den Straßen, in denen sie in Kaffeehäusern, Bars, Warteräumen und Straßenbahnwagen schliefen und sich wahrscheinlich unter die anderen mischten, die ihr Heim ebenso verloren hatten.[20] In Berlin konnten Telefonzellen als Unterschlupf dienen. Camilla Neumann berichtet:

> Der Hunger quälte mich schrecklich, aber die Sorge, wie ich die Nacht verbringen sollte, liess alle Qualen klein erscheinen ... Plötzlich entdeckte ich einige ... Telefonzellen. Mein Nachtlogis stand fest.[21]

Neben der Unterkunft waren Ausweispapiere, Essen, Krankheit und Geld die großen Probleme. Da die Juden in der Illegalität lebten, konnten sie ihre Ausweise, in die ein großes „J" gestempelt war, ebenso wenig benutzen wie ihre Lebensmittelkarten. Ein sicherer falscher Ausweis – wie auch der noch viel schwieriger zu beschaffende gültige Ausweis – konnte für das Überleben entscheidend sein.

Jüdinnen und Juden ohne falsche Ausweispapiere mussten sich auf dem Schwarzmarkt mit Essen versorgen, oder ihre Beschützer/innen machten das für sie. Aber auch wenn sie ein relativ sicheres Versteck gefunden hatten, verloren sie viel Gewicht und waren nahe am Verhungern. Die getauchten Juden litten an Verletzungen von den Bombenangriffen und an schweren Krankheiten wie Lungenentzündung und Tuberkulose, da sie unterernährt und Wind und Wetter ausgesetzt waren. Ärztliche Hilfe bedeutete ein großes Risiko, da der Arzt einen Ausweis verlangen konnte, und man sich in den Krankenhäusern ausweisen musste. Die Männer waren auch mit Papieren in Gefahr, weil sie beschnitten waren. Juden, sogar die gebärenden Frauen, setzten alles daran, keinen ärztlichen Beistand und kein Krankenhaus in Anspruch nehmen zu müssen.[22]

Neben den Papieren, dem Essen und der Gesundheit war das Geld ein wichtiger, aber nicht immer der ausschlaggebende Faktor. Ungefähr ein Viertel der Leute aus Seligmans Liste, die Juden versteckten, verlangten Geld, Wertsachen oder eine Art Arbeit dafür. Auch wollten die meisten jüdischen Frauen und Männer – soweit sie konnten – für ihre Kosten aufkommen. Aber nicht alle hatten Geld. Eine junge Näherin versuchte, wie andere auch, als Gegenleistung für Kost und Unterkunft zu arbeiten. Einige junge Frauen versuchten sogar, Unterkunft mit Sex zu bezahlen, miteingeschlossen die Arbeit in Berliner Bordellen. Obwohl die Memoiren selten das Thema Geld anschneiden, so ist doch manchmal klar, dass eine Person im Untergrund über etwas Geld verfügte.

---

20 Vgl. Christine Zahn, „Nicht mitgehen, sondern weggehen!" Chug Chaluzi – eine jüdische Jugendgruppe im Untergrund, in: Wilfried Löhken u. Werne Vathke Hg., Juden im Widerstand, Berlin 1993, 159–205.

21 Camilla Neumann, in: Monika Richarz Hg., Jüdisches Leben in Deutschland 1918–1945, Stuttgart 1982, 426.

22 Vgl. Ruth Abraham, Memoirs, 13, LBI, New York; Regina Scheer, Ahawah: Das vergessene Haus, Berlin/Weimar 1992, 180; Simon, Tonbänder, wie Anm. 11.

Oft verheimlichten die Juden ihre wahre Identität gegenüber ihren Helfer/inne/n, einerseits um zu vermeiden, abgewiesen zu werden, und andererseits um ihre Gastgeber/innen von einer Mitwisserschaft zu entbinden, welche ihnen Gefängnis einbringen und auch ihr Leben kosten konnte. So belegen Seligmanns Aufzeichnungen, dass zwar 85% der Flüchtlinge ihre jüdische Herkunft ihren ersten Helfer/inne/n offenbarten, aber schon fast 50% sie ihren zweiten verschwiegen. Viele (31%) gaben vor, Christen zu sein. Ebenso wollten viele Helfer/innen die Identität der Person, die sie beschützten, nicht kennen. Neben den Juden waren auch Deserteure und entkommene ausländische Zwangsarbeiter unterwegs. Zwischen denen, die ein Versteck suchten, und denen, die eines anboten, wurde vieles nur vermutet und blieb vieles ungesagt – und diejenigen, die ein Versteck anboten, taten oft so, als wüssten sie nichts.[23]

Nachdem die Alliierten ihre Bombenangriffe begonnen hatten – beispielsweise die schweren Angriffe auf Berlin im August 1943, die ganze Viertel wie auch Meldestellen und Archive zerstörten – wurde es einfacher, sich falsche Papiere zu beschaffen. Jetzt konnten die Jüdinnen und Juden behaupten, Flüchtlinge zu sein, deren Häuser und Unterlagen vernichtet worden waren. Auch konnten Juden den Toten auf der Straße die Ausweise abnehmen. Eine Frau beschrieb, wie sehnlich sie sich einen Personalausweis wünschte und sie erinnerte sich daran, wie sie nach einem Bombenangriff Tote auf der Straße liegen sah: „Da ist mir die Idee gekommen, sieh doch mal nach, ob die einen Ausweis bei sich haben ... Und in diesem Augenblick bin ich halt losgerannt und hatte *Glück*!"[24] [Hervorhebung hinzugefügt – man stelle sich die Situation vor, in der man Glück hat, wenn man einer Leiche den Personalausweis abnehmen kann!]

Die meisten jüdischen Frauen und Männer lebten in fortwährender Angst, entdeckt zu werden, und flüchteten, wenn Polizei, Gestapo – oder die ‚Juden-Greifer' – sich ihrem Versteck näherten. Ilse Rewald hatte keine Lebensmittelkarten und lebte unter falschem Namen. Sie arbeitete illegal in einer Wäscherei, die von einem entfernten, nicht-jüdischen Verwandten betrieben wurde. Als die Funktionäre in die Wäscherei kamen, um die Papiere der Arbeiter zu überprüfen, hatte sie Glück und konnte entwischen. 1943 schrieb sie: „Wir leben ... nur von einem Tag zum anderen, die Sorge um die reine Existenz hält uns in Atem."[25]

Das Leben im Untergrund verlangte einen hohen psychischen Preis, ungeheuren Mut, Geduld und einen Überlebenswillen, der die schwierigsten Hindernisse überwand. Oft fühlten sich die versteckten Juden schrecklich einsam und dachten, dass sie die letzten überlebenden Juden wären. Edith Bruck schrieb: „Ich kam mir oft vor, wie der einzig übrig gebliebene Mensch ..."[26] Einige versteckte Jüdinnen und Juden haben sich wahrscheinlich umgebracht, während andere nah daran

23 Vgl. Seligmann, Way, wie Anm. 8, 352.
24 Hanna Sohst, in: Konrad Kwiet u. Helmut Eschwege, Selbstbehauptung und Widerstand: Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1933–1945, Hamburg 1984, 156.
25 Ilse Rewald, Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben, Berlin 1979, 7.
26 Scheer, Ahawah, wie Anm. 22, 246f.

waren. Alice Goldstein, deren erwachsene Kinder beide abtransportiert worden waren, wollte sich zweimal umbringen. Im März 1944 stand sie im hohen Schnee und wusste nicht, wohin sie gehen sollte. Sie dachte daran, von der Rheinbrücke zu springen, aber da sie Soldaten in der Nähe sah, dachte sie: „... es hätte keinen Zweck gehabt, man hätte mich gleich wieder herausgeholt" – sie kam von ihrem Entschluss ab. Ein Jahr später, „ohne einen Bissen Brot" entschloss sie sich, das Gift zu nehmen, das sie „als letzte Zuflucht" aufgehoben hatte. Wieder begegnete ihr das Glück. Sie traf einen Fremden, der sie aufnahm, und sie überlebte.[27]

Drei Berichte über das Verstecken

Die Berichte von Ruth Abraham, Irma Simon und Erna Becker-Kohen, von drei jüdischen Frauen, die sich während der letzten Kriegsjahre in Deutschland versteckten, rufen die Art der Gefühle und die vielen Qualen ins Bewusstsein, die die Jüdinnen und Juden im Untergrund durchlebten. Ihre Geschichten geben mit großer Unmittelbarkeit die drängenden Probleme wieder, denen sich diese Flüchtlinge gegenübersahen. Sie illustrieren sowohl den andauernden Terror, dem alle ‚U-Boote' ausgesetzt waren, wie auch die Einzigartigkeit jedes dieser Schicksale.

Oberflächlich betrachtet haben diese drei Frauen wenig gemeinsam, nur dass sie behütet in Familien der jüdischen Mittelschicht aufwuchsen. Jede hatte ein eigenes Verhältnis zur Religion: Abraham war religiös, Simon war indifferent und Becker-Kohen hatte konvertiert und war mit einem Katholiken verheiratet. In den 40er Jahren versteckte sich jede dieser Frauen auf andere Weise: Abraham reiste hin und her zwischen Berlin und den östlichen Gebieten, Simon blieb fast ausschließlich in einer Berliner Wohnung und Becker-Kohen schleppte sich in Bayern und Österreich von Dorf zu Dorf. Abgesehen von diesen Unterschieden sahen alle drei, wie die Welt unheimlich finster wurde, und kannten die Unsicherheit, den Hunger und die Angst vor dem Leben im Untergrund.

Diese drei Geschichten zeigen, wie der soziale Tod funktionierte – wie die versteckten Juden in Angst vor der Denunziation durch die ‚Volksgemeinschaft' lebten. Sie zeigen auch ein breites Spektrum der Verhaltensweisen der Nicht-Juden: Deutsche, die sich weigerten, irgendetwas mit den Juden zu tun zu haben (oder, schlimmer, die hätten wegsehen können, sich aber bewusst dafür entschieden, sie zu jagen), oder die, die – ohne es zu wissen – Juden beherbergten, oder die winzige Minderheit von mutigen und großzügigen Menschen, die die verfolgten Opfer aufnahmen. Wurden sie erwischt, riskierten die Helfer/innen brutale Verhöre, Gefängnis und Konzentrationslager. Männer wurden zur Strafe auch an die Ostfront geschickt. Aber, so gefährlich es auch für die Helfer/innen war, die Konsequenzen waren nicht eindeutig vorhersehbar. Eine vierfache Mutter, die erwischt worden war, als sie eine Jüdin versteckte, bekam nur einen Verweis.[28] Das Risiko für die Helfer/in-

27 Alice Goldstein, Yad Vashem, Wiener Library Collection, 02/436, 3.

28 Vgl. Erica Fischer, Aimée und Jaguar: Eine Liebesgeschichte, Berlin 1943, Köln 1994. Elisabeth Wust hatte ihre Geliebte, Felice Schragenheim, ein Jahr lang versteckt, bis sie entdeckt wurden.

nen war immer kleiner als für die ‚U-Boote': Die Helfer/innen hatten die Wahl, die jüdischen Frauen und Männer auf der Flucht nicht; wenn sie erwischt wurden, hatten die Helfer/innen noch Überlebenschancen, den Jüdinnen und Juden stand der sichere Tod bevor.

Ruth Abraham

Ruth Abraham wurde 1913 geboren. Sie ist überzeugt, dass ihr Aussehen ihr in den Jahren des Nationalsozialismus geholfen hat: „Ich moechte einfuegen, dass ich absolut arisch aussehe, blondes Haar und blaue Augen, eine gerade Nase habe und gut gewachsen bin."[29] Obwohl sie sich wiederholt darum bemüht hatte, waren alle Bestrebungen auszuwandern fehlgeschlagen.

Im Januar 1943 sagte sich Abraham: „Nach all dem, was ich gesehen hatte und von illegalen Radiosendungen aus dem Ausland gehoert hatte, bedeutet eine Deportierung den sicheren Tod." Sie beschloss, „das von mir vorher versteckte und vergrabene Geld an meinem Arbeitsplatz" zu holen.[30] Einige Wochen zuvor hatte eine Frau sie auf dem Weg zur Arbeit angesprochen. Abraham war fast im neunten Monat schwanger und trug den gelben Stern. Diese Frau, Maria Nickel, bot ihr Hilfe für die Zeit nach der Geburt an. Sie bot an, Ruth Abrahams Kind neben ihren beiden eigenen zu versorgen. Sie würde nur für die tatsächlichen Ausgaben Entschädigung annehmen. Abraham fürchtete eine Falle, da sie aber in einer verzweifelten Lage war, kämpfte sie das Misstrauen nieder und überzeugte dann ihren Mann, es ihr gleichzutun.

Am 18. Januar 1943 rissen sich Abraham und ihr Mann den gelben Stern vom Mantel und gingen auf die zerbombten und brennenden Straßen Berlins. Gerade da begannen die Wehen, und so kehrte das Paar in den Keller ihres Hauses zurück, wo sie gebar. Sie brachte ihre neugeborene Tochter zu Maria Nickel. Während des Krieges reichten sie das Kind immer hin und her: „Wenn immer es sich ein annehmbar sicheres Versteck fuer mich geboten hatte, nahm ich das Kind zu mir. Wo immer ich war und das Kind vor Menschen verstecken musste, habe ich ihm entweder Kissen in den Mund gestopft oder habe es mit Rotwein eingeschlaefert."[31]

Maria hatte einen Angestellten der Post dazu gebracht, einen Postausweis mit Marias Namen und Ruths Foto zu beschaffen. Maria nahm auch einfach den Führerschein ihres Mannes und gab ihn Ruths Ehemann. Jetzt verfügten die Abrahams über falsche Ausweispapiere, obschon diese nicht gut genug gemacht waren und auch die Nickels belasten konnten.

Die Abrahams gingen nach Küstrin, genau östlich von Berlin, wo sie „fuer teures Geld"[32] eine Adresse gekauft hatten. Sie lebten bei einer armen Bäuerin. Ihr Friede dauerte nur bis Juni 1943. Da dröhnten

29 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 2.
30 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 6.
31 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 10.
32 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 10.

SS-Offiziere auf ihren Motorrädern zu der Hütte und beschlagnahmten ihre Papiere mit der Begründung, dass der Ehemann von Abraham und das fünf Monate alte Kind jüdisch aussähen.

Das Paar entschied schnell, sich zu trennen. Ruth schob den Kinderwagen und ging Richtung Bahnhof, um den einzigen Zug zu erreichen, der an diesem Tag nach Berlin fuhr, während ihr Mann auf das Fahrrad sprang und floh. Plötzlich brach der Wagen. Sie rannte zu einem Bauern, der ihr zuvor Schwarzmarktwaren verkauft hatte und flehte ihn an, sie zum Zug zu bringen, was er auch tat. „In dieser Spannung und Lebensgefahr war ich mir klar, dass man mir auf meinem Gesicht ansehen muesste, dass ich eine verfolgte Juedin war."[33] Aus Furcht vor einer Inspektion der SS bat sie den Zugführer, im Viehwagen sitzen zu dürfen, weil das Kind so aufgeregt sei. Er erlaubte es. In Berlin rief sie gleich die Nickels an, um sie vor der Gefahr zu warnen. Sie waren von der Gestapo bereits quälenden Verhören unterzogen worden, hatten aber glaubwürdig machen können, nichts zu wissen, und wurden so mit einer Verwarnung wieder entlassen.

Obdachlos, mit ihrem Baby in Berlin, versuchte Ruth Kontakte zu knüpfen. Der Buchhalter ihres Vaters, ein Niederländer, hatte ihr einmal versichert, dass, wenn sie einmal nicht mehr weiter wüsste, sie seinen Freund, den niederländischen Konsul, aufsuchen könne. Da sie nirgendwo anders hingehen konnte, ging sie zum Konsul, der keinen offiziellen Posten mehr bekleidete. Er bot ihr seine Wohnung an, was sie nicht annehmen konnte, da sie in ihrer alten Nachbarschaft lag, wo sie erkannt werden konnte. Sie bat um anderweitige Hilfe, der Konsul lehnte ab.

> Am Ende meiner Kraefte, obdachlos, verfolgt von der Gestapo und ohne Papiere, seelisch und psychisch voellig zerbrochen, als ich auf mein Baby blickte, erfasste mich die Dreistigkeit dem Konsul Folgendes zu sagen: „Wenn Sie mir nicht helfen koennen, dann bleibe ich hier und mache meinem Leben hier ein Ende ..."[34]

Er verließ den Raum und kam mit seiner Sekretärin zurück, die der Mutter und dem Kind Unterkunft in ihrer eigenen Wohnung anbot. Da erlebten Ruth und das Baby nächtliche Bombenangriffe, und sie flohen zu einem anderen Versteck nahe Küstrin, mussten aber bald nach Berlin zurück. Sie gab das Baby zu Maria, aber die Bombenangriffe wurden so heftig, dass Mütter und kleine Kinder evakuiert wurden. Da Maria nur mit zwei Kindern eingetragen war, nahm Ruth das Baby zurück.

Ohne Papiere und nur auf ihr ‚arisches' Aussehen vertrauend, verließ sie Berlin und wanderte von Dorf zu Dorf, um Unterkunft bittend, und versuchte, sich unter die vielen ‚arischen' Frauen mit Kindern zu mischen, deren Häuser ausgebombt worden waren. Zuletzt fand sie eine Dachstube bei Bauern, die den fanatisch antisemitischen *Stürmer* abonniert hatten. Sie zahlte einen stattlichen Preis für das Privileg, in deren eisigem Zimmer wohnen und da kochen zu dürfen, wo sie das Futter für ihre Tiere bereiteten. Sie wusch die Wäsche – auch die Windeln – in eiskaltem Wasser.

33 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 11.
34 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 11.

Ihr Leben auf dem Land wäre ertragbar gewesen, wenn sie nicht immer kränker geworden wäre. Sie verlor an Gewicht und litt an einem quälenden Husten. Um ihren Zustand abklären zu können, riet ihr der Arzt, sich im Krankenhaus röntgen zu lassen.

> Ich ging ins Hospital nach Frankfurt a. d. Oder und lag bereits ausgezogen auf dem Untersuchungstisch, da legte mir der Arzt Formulare zum Ausfuellen hin, solche Fragen, die ich einfach nicht beantworten konnte. Es ergriff mich eine Panik, ich nahm mein Kind und so wie ich war mit dem weissen Kittel nahm ich meine Sachen und rannte aus dem Hospital.[35]

Doch damit nicht genug: Bis zum Januar 1945 war sie von ihrem Mann getrennt. Im Untergrund in Berlin

> ... verbrachte er seine Zeit in Kinos, Strassenbahnen und wo immer er eine Unterkunft fuer ein paar Naechte finden konnte. Menschen, mit deren Hilfe wir nie gerechnet hatten, riskierten ihr Leben fuer ihn, arme Menschen aus einfachen Kreisen, die es aus menschlichen Gefuehlen heraus taten. Wir hatten einen Gemuesehaendler, bei dem meine ganze Familie kaufte. Monatelang hielt sich mein Mann dort auf.[36]

Irgendwie gelang es ihrem Mann, sie zu finden.

> Es war wie ein Wunder, daß es ihm gelang, zu mir zu kommen. Mein Mann traf um 2 Uhr morgens bei mir ein und machte sich bei mir bemerkbar, indem er an die Dachkammerscheibe einen Stein warf. Ich ging ans Fenster und erkannte ihn.[37]

Ihre Vermieter trafen Vorbereitungen, um vor den vorrückenden Russen zu flüchten: „Ich sagte natuerlich, wir folgen ihnen, aber ich habe es nicht so eilig."[38]

Sie versuchten aus der Gegend zu fliehen, weil sie zu nahe an der Front lag. In Landsberg an der Warte machten sie Pause. Da nahmen die Russen ihren Mann fest, obwohl er beschwor, dass er Jude sei. Sie blieb bis zum Frühling in Landsberg.

> Fuer mich war es ohne meinen Mann nur vegetieren, alles war so trostlos, und meine Kraefte verliessen mich und ich konnte kaum mehr das Bett verlassen. Ploetzlich hoerte ich Klopfen an der Fensterscheibe. Ein Mann, der im Garten arbeitete, bat mich um ein Stueck Brot fuer einen Bettler ... Ich ging mit letzter Anstrengung zur Tuer, oeffnete diese etwas und erkannte in dem Bettler meinen Mann. Vollkommen in Lumpen gekleidet, in einem unbeschreiblichen Zustand, wie kann man solch ein Wiedersehen beschreiben. Das Kind fuerchtete sich vor seinem Vater, den sie nicht wieder erkannte. ... und merkte ich sofort, daß er ein schwerkranker Mann war.[39]

Er hatte Diphtherie.

Mit den letzten Kraftreserven pflegte sie ihn wieder gesund. Dann brachten russische Soldaten die Familie nach Berlin. Ruth litt an Tuberkulose. Sie wurde aber wieder gesund und emigrierte mit ihrer Familie 1948 in die Vereinigten Staaten: „Welche Ironie des Schicksals, jetzt

35 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 13.
36 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 13.
37 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 14.
38 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 14.
39 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 15.

brauchten wir ueberhaupt keine Affidavits mehr und galten als *displaced persons*, und wie wir die Moeglichkeiten haetten haben sollen und ... als es um unser Leben ging, waren unsere Papiere nicht ausreichend und Amerika fuer uns verschlossen."[40]

Irma Simon

Irma Simon, im Jahr 1900 geboren, war Zwangsarbeiterin bei Siemens in Berlin.[41] Im Februar 1943 wurde sie von einem nicht-jüdischen Vorarbeiter vor der bevorstehenden ‚Fabrik-Aktion' gewarnt. An diesem Tag hielt sie ihren Mann und den 19-jährigen Sohn Fritz davon ab, zur Arbeit zu gehen. Die drei überlegten verzweifelt, was sie tun sollten. Ihr Mann, ein Tierarzt, schlug Selbstmord vor:

> Er hielt die Arme hoch und die Hände zu Fäusten geballt. Dann öffnete er die Hände und auf ihren Flächen lagen drei Glaskapseln. „Was ist das?" fragte ich. „Blausäure" sagte er. „Oder wollt ihr warten, bis sie kommen und fragen: Dürfen wir die Herrschaften zur Hinrichtung bitten?"

Als sie den schmerzerfüllten Ausdruck auf dem Gesicht ihres Sohnes sah, widerstand sie dem Bitten ihres Mannes und bestand darauf, eine andere Lösung zu finden.

> „Und was sollen wir tun?" fragte mein Mann. „Es muß doch irgendeinen Menschen in diesem großen Berlin geben, der uns hilft!" „Ich weiß keinen", sagte mein Mann. „Vielleicht findet sich ein Mensch, der dir einen Koffer aufbewahrt. Aber einen, der das Risiko auf sich nimmt, drei Juden bei sich zu verstecken, den findest du nicht."

Die drei hatten keinen Grund anzunehmen, dass irgend einer der Deutschen, die sie kannten, ihnen helfen würde. Um etwas zu tun, packte Irma Simon einen Koffer mit wichtigen Dingen. Sie ging ungefähr hundert Meter die Straße entlang und fand wie durch ein Wunder ihren Retter – einen Schuster. Jahre später sagte sie: „Zu denken, daß diese lockere Bekanntschaft uns auch nur die mindeste Hilfe bieten mochte, war eigentlich gegen jede Vernunft. Aber in meiner Verzweiflung versuchte ich, Undenkbares zu machen."

Der Bruder des Schusters, August Kossmann, ein Schmied, bot der Familie eine Unterkunft an. Sie starrte ihn an: „Ein Mensch, den ich nie vorher in meinem Leben gesehen hatte, versprach gelassen etwas, was in dieser Millionenstadt Berlin jeder für Wahnsinn gehalten hätte." Dieser Arbeiter, ein Kommunist, der aber in keiner Widerstandsgruppe Mitglied war, kämpfte, um dieser früher reichen, bürgerlichen Frau und ihrer Familie das Leben zu retten. August Kossmann nahm Irma und Fritz in seine winzige Dreizimmerwohnung in Lichterfelde auf. Sie gab sich als

40 Abraham, Memoirs, wie Anm. 22, 16.

41 Als Quellen für die Geschichte von Irma Simon verwende ich die bereits genannten Tonbänder, wie Anm. 11, von welchen alle folgenden Zitate stammen, und ein Interview, das ich mit Marianne Steiner, der Nichte von Irma Simon, im März 1994 in New York geführt habe. Siehe auch, Der Schmied von Lichterfelde. Die Berlinerin Irma Simon erzählt. Bericht nach einer Idee von Ernst Neubach, in: Stern, (30. April 1961).

‚Witwe' und nunmehrige ‚Verlobte' Kossmanns aus. Sie trug einen schwarzen Hut und Schleier. Fritz, der im wehrfähigen Alter war, gab sich als ihr invalider Sohn aus. Der Schuster versteckte den Ehemann, doch bald wurde die Wohnung des Schusters ausgebombt. Da kam Dr. Simon auch zu August Kossmann.

Irma Simon hatte ihr Haus mit nur einem Kleid verlassen, das sie schwarz einfärbte, um es ihrer neuen Identität als ‚Witwe' anzupassen. Sie trug dieses Kleid nur mit zwei Schürzen darüber, die ihr Kossmann gekauft hatte, für die ganze Dauer des Krieges. Ihr Mann hatte einige Silbersachen und ein wenig Morphium aus der Praxis eingepackt. Das verkauften sie gegen Brot. Diese mageren Vorräte hielten aber nicht lange vor. Als Irma das Leben im Untergrund begonnen hatte, wog sie 60 kg; am Ende wog sie nur noch 38 kg.

Sie lebte in ständiger Angst vor den Nachbarn und musste oft so tun, als wäre sie nicht in der Wohnung. Sie fror fürchterlich während der Arbeitszeiten von Kossmann, von fünf Uhr früh bis fünf Uhr abends. Da die Toilette der Wohnung im Stiegenhaus auf halber Treppe war, und sie nicht gesehen werden durfte, diente ihr ein Eimer als Klo. Zum Glück nahmen die meisten Nachbarn wenig Notiz von ihr – „die hatten alle so viel mit sich selbst zu tun gehabt" –, aber sie hatte immer Angst. Eine Nachbarin, Frau Grüneck, war nicht nur Mitglied der nationalsozialistischen Frauenschaft, sondern auch ein überaus aufdringlicher Blockwart. Sie fragte ständig nach Irmas Personalausweis und stellte gezielte Fragen über Fritz' Freistellung vom Wehrdienst. Wegen ihrer Schnüffelei musste Fritz nach einigen Wochen im Versteck ‚zurück an die Front'. Kossmann brachte ihn in seinem Schrebergartenhaus am Stadtrand unter und brachte ihm regelmäßig mit dem Fahrrad etwas zu Essen.

Als die Grüneck zu viel Verdacht schöpfte, entschied Kossmann, dass es für Irma an der Zeit wäre, eine Weile zu verschwinden, bis sich die Situation entspannt hätte. Irma sollte ihren ‚Vater' besuchen, angeblich ein Bauer in Pommern. Sie verbrachte diese Wochen in der Laube mit Fritz. Die Hütte hatte keine Heizung, kein Fenster und maß weniger als ein Meter achtzig in der Höhe und ein Meter zwanzig mal ein Meter fünfzig im Quadrat. Für das Licht schnitzte Kossmann eine kleines Loch in das Dach und legte eine Glasplatte darauf. Wenn es regnete, nahmen Irma und Fritz die Platte weg und sammelten ein wenig Wasser, um sich zu waschen. Ein Tisch diente als Bett. Jeden Tag brachte Kossmann etwas zu Essen, leerte den Latrineneimer und überdeckte den Abfall, um nicht die Gestapo aufmerksam zu machen. Fritz und Irma sprachen nur flüsternd miteinander, denn die Eigentümer der anderen Hütten in der Nähe konnten jederzeit vorbeigehen, und die Gestapo durchsuchte regelmäßig die Gegend der Schrebergärten. Sie beschrieb ihre erste Nacht: „Ich starb beinahe vor Angst, als mich in der ersten Nacht unheimliche Geräusche aufschreckten. ‚Ratten', sagte mein Junge, ‚Schrei um Gottes Willen nicht, sie beißen nicht.'" Von den beiden war Irma in der besseren Situation: Fritz verbrachte zwei Jahre in der Hütte; er überlebte die Kälte und die Einsamkeit, und als er befreit wurde, waren seine Beinmuskeln so verkümmert, dass er nicht gehen konnte. Für einen Mann im wehrfähigen Alter war es sehr viel schwieriger als für eine Frau, einen Unterschlupf zu finden und eine falsche Identität anzunehmen.

Als sie von ihrem ‚Vater', dem ‚Bauern', d. h. von der Laube zurückkam, wollte die Grüneck Nahrungsmittel von dem leidgeprüften Paar beziehen. Um den Blockwart mit den Lebensmitteln ‚aus Pommern' zu versorgen und ein bisschen Grundnahrungsmittel für sich und für die ihm Anvertrauten zu besorgen, machte Kossmann bei den Bauern der Gegend Überstunden. Irma Simon war immer hungrig und sie erinnert sich: „Manchmal weinte ich fast vor Wut, wenn wir Frau Grüneck diese Köstlichkeiten hinunterbrachten. Wir lebten, Kossmann, mein Junge und ich, von einer Lebensmittelkarte." Als ihr Mann einzog, sorgte Kossmann auch für ihn.

Im Verlauf des Jahres 1943 wurden Irma Simon und Kossman ein Liebespaar. Sie war 43 und er 50. Die Beziehung war gegenseitig. Sie bewunderte seine Kraft, seine Ruhe und seine Überzeugung, dass sie alle überleben würden. Sie beschreibt ihn als stark und gut aussehend, vielleicht auch als Gegensatz zu ihrem Mann, der viel älter war als sie und völlig verängstigt und getreten. Nach dem Krieg emigrierte sie mit ihrem Mann und dem Sohn in die Vereinigten Staaten. Ihr Sohn trat in die *Army* ein und Irma arbeitete, bis sie ihren Mann in einer eigenen Wohnung unterbringen konnte. Dann kehrte sie nach Berlin zurück, wo sie mit August Kossmann bis zu seinem Tod 1973 lebte. Sie blieb in Berlin, wo sie viele Freunde hatte, bis sie 1995 starb.

Erna Becker-Kohen

Von den Frauen, deren Geschichten hier wiedergegeben werden, ist Erna Becker-Kohen die einzige aus einer ‚privilegierten Mischehe'[42]. Von allen dreien musste sie ihr Versteck am häufigsten wechseln. Zudem ‚versteckte' sie sich oft in ihrer eigenen Wohnung aus Angst vor den Nachbarn. Ihr dunkles Haar, die dunklen Augen und ihr „etwas fremdes Aussehen"[43] erregten Aufmerksamkeit. Sie war zum Katholizismus konvertiert und sehr gläubig. Ihre Erinnerungen sind mit relativ genauen Datumsangaben in Tagebuchform geschrieben.[44]

Becker-Kohen war mit einem Katholiken verheiratet, und gebar Weihnachten 1937 einen Sohn. Sie fürchtete um ihr Kind:

> Es wird viel Haß und Verachtung um uns beide sein, denn ich bin eine Jüdin und mein Mann ist ein Rassenschänder und obgleich er treu zu mir hält, denn er liebt mich sehr, wird er es nicht ändern können, daß man nicht nur mich, sondern auch einmal sein Kind, ablehnt. (Dezember 1937)

42 Vgl. Anm. 18.

43 Erna Becker-Kohen, Memoirs, LBI, New York, Eintrag vom August 1942. Für alle weiteren Zitate ist in Klammer auf den jeweiligen Eintrag verwiesen.

44 Da sie oft gezwungen war, die notwendigsten Habseligkeiten für sich und das Kind auf dem Rücken zu tragen, auch durch tiefen Schnee, scheint es wenig wahrscheinlich, dass sie die Erlebnisse tatsächlich zu jener Zeit aufzeichnete. Und doch zeigen die meisten der Eintragungen eine Unmittelbarkeit, die nahe legt, dass für sie vielleicht dieses Aufschreiben – ob es nun zur Gänze an diesem Tag aufgezeichnet wurde oder nur hastig knapp notiert und kurz nach dem Krieg vervollständigt wurde – neben der Wäsche zum Wechseln und den Nahrungsmitteln zum Lebensnotwendigsten zählte.

Und doch war die Zeit der Schwangerschaft und des Wartens „die weihevollste und schönste meines Lebens" (März 1938). Der kleine Silvan wurde von einem Jesuitenpater getauft. Bald darauf fuhren sie und ihr Mann mit dem Kind zu ihren Eltern nach Frankfurt auf Besuch. Sie fand ihre Geschwister bereit zur Flucht aus Deutschland und ihre Mutter auf der Suche nach einem Ort zum Leben, da ihre Wohnung enteignet worden war. „Neben so viel Leid kann ich das satte Geborgensein im Hause der Schwiegermutter nicht mehr ertragen ..." (April 1939)

Als 1940 die Feindseligkeiten der Nachbarn zunahmen und ihre jüdischen Verwandten verhaftet wurden, suchte sie Schutz in Oberbayern, „bei guten Menschen, die keinen Hass kannten" (August 1940). Aber ihr Gewissen quälte sie.

> Bin ich auf dem rechten Weg? Durfte ich das Judentum in so schwerer Zeit verlassen? Denn äußerlich gesehen, ist es ein Sichabwenden. Allen Menschen, mit denen ich in Berührung komme, erzähle ich, daß ich jüdischer Herkunft sei, einzig von der Sorge beseelt, man könne auf den Gedanken kommen, daß ich meinen christlichen Glauben als Bemäntelung meiner jüdischen Abstammung benützen wolle. Diese Aufrichtigkeit bin ich dem Christentum und meinen jüdischen Rassegenossen schuldig. Gustav und wohlmeinende Priester warnen mich, doch ich werde niemals diese Offenheit aufgeben, wenn ich mir auch bewußt bin, daß ich mich in große Gefahr begebe. (August 1940)

Diese doppelte Identität quälte sie fortwährend, so auch bei einem späteren Besuch in Frankfurt. Sie beschreibt ihre Eindrücke, wie sie durch die Straßen der Altstadt ging:

> Als ich an den zerstörten Synagogen vorbeikam, konnte ich es nicht hindern, daß mir die Tränen über die Wangen liefen. In dieser Stimmung wollte ich nicht nachhause gehen; so trat ich müde in das ... Kapuzinerkloster ein, in der Hoffnung, hier etwas Trost zu finden. (April 1941)

In keiner der Unterkünfte konnte sie bleiben, so kehrte sie mit dem Kind zu ihrem Gatten nach Berlin zurück. Dort waren Mutter und Kind während der nächtlichen Bombenangriffe von den ‚arischen' Bewohnern im Luftschutzkeller getrennt. Von November 1940 bis Februar 1941 fanden sie und Silvan Unterschlupf bei Priestern in Grünau. Zurück in ihrer Wohnung verbrachten sie die Nächte im Luftschutzkeller.

Während der qualvollen Zeit beschreibt Becker-Kohen häufig die Hingabe ihres Mannes. Da es den Juden verboten war, gewisse Lebensmittel zu erstehen, musste Gustav auf seinem Weg von der Arbeit einkaufen. Er arbeitete als Techniker in einem Laboratorium und widerstand dem starken Druck, sich von ihr zu trennen. Überdies setzte ihm der Ortsgruppenleiter oft zu, indem er sich darüber beklagte, dass ihn Ernas bloße Gegenwart beleidige. Auch die Gestapo belästigte das Paar und tauchte in der Wohnung auf, wo sie ‚verdächtiges' Material suchte (Februar 1942) und das Radio beschlagnahmte (März 1942). Im Sommer 1942 erfuhr Gustav, der als Luftschutzwart schon vorher eine Gasmaske erhalten hatte, dass nun die ganze Zivilbevölkerung sich eine solche Maske beschaffen sollte. „Auf seinen Antrag erwiderte ihm der Beamte für Volkswohlfahrt, für Juden seien Gasmasken doch wohl überflüssig." (August 1942)

Als tief religiöse Frau war Erna Becker-Kohen mit einigen Priestern befreundet. Dank deren Bemühungen und der Hilfe anderer, verbrachte die Familie in den Sommern 1941 und 1942 einige Monate an sicheren Orten in Österreich. Insbesondere ein Pater Erwin blieb loyal und besuchte die Familie regelmäßig. Andere Kirchgänger aber betrübten sie und andere Konvertiten, da sie sich weigerten, mit den ‚Juden' die Kommunion einzunehmen oder mit ihnen auf einer Bank zu sitzen.
Am 6. März 1943 kam die Gestapo und holte Erna Becker-Kohen. Sie befahlen ihr, das Notwendigste einzupacken, da sie nicht sicher sagen konnten, ob sie zurückkommen würde.

> Mein Büble, das neben mir stand, fing bei diesen Worten furchtbar an zu schreien. Man brachte ihn daraufhin zu einer Nachbarin, einer parteieifrigen Lehrerin, während man mich auf einen Lastwagen verlud ... Der Aufschrei meines Kindes, als man ihn von mir fortnahm, gellte mir noch immer in den Ohren ... Im Zentral-Sammellager für Juden in der Großen Hamburgerstraße wurden wir ausgeladen, dann wurde ich mit andern zusammen in einen kleinen Raum gestoßen, in dem bereits viele Menschen sich aufhielten und zum Teil auf dem Boden herumlagen, Männer, Frauen und Kinder. Als ich dieses Elend sah, packte mich eine solche Verzweiflung, daß ich mir einen Weg hin zur Tür bahnte, um hinauszugelangen. (März 1943)

Sie rannte – fast von Sinnen – durch die Gänge, fand ein Büro und schilderte ihre Situation. Nach einer langen und gespannten Wartezeit wurde sie freigelassen. Von da an fürchtete sie sich vor dem Transport. „Ich lebe in einer ständigen Katastrophenangst." (Mai 1943) Ihr kleiner Junge war auch verängstigt und fragte sie eines Tages laut in der Straßenbahn: „Mama, wann holt dich eigentlich wieder die Gestapo?"

Am 15. Juni 1943 kam Pater Erwin in ihre Wohnung und drängte sie, Berlin sofort zu verlassen. Sie packte schnell.

> Einige Koffer mit Kleidern, einen grossen Schließkorb mit Wäsche. Halt! Die Photos noch als Andenken an die friedlichen Tage ... schnell aus den Alben gerissen ... Den wertvollen Schmuck mitnehmen! Vielleicht werde ich ihn unterwegs brauchen ... Wie schön ist unser Heim gelegen; erst jetzt kommt es mir klar zum Bewußtsein, daß ich es verlassen muß. Für immer? ... Wir fahren ins Ungewisse ... (Juni 1943)

Ihre erste Unterkunft, die ihr ein anderer Priester vermittelt hatte, war in Tannheim in Tirol (August 1943). Sie vertraute sich der älteren Frau an, die sie aufgenommen hatte und erklärte ihr, dass sie vor der Gestapo flüchtete und dass diese auftauchen könnte, um nach ihr zu fragen. Das Dorf war in zwei Lager gespalten: die einen, die Katholiken, und die anderen, die Nazis.

Auch Becker-Kohen drohte eine Einweisung in das Krankenhaus, was sie umgehen konnte. Sie hatte sich bei einem schweren Fahrradunfall einige Rippen gebrochen. Der Arzt wollte sie unbedingt ins Krankenhaus bringen, aber sie wusste, dass man da ihre Papiere – die sie als Jüdin auswiesen – verlangen würden. Sie wandte ihre ganze Überredungskunst auf, um den Arzt davon zu überzeugen, dass sie nach Hause gehen könne.

Sie verließ das Dorf im Dezember 1943 und hoffte, in Salzburg einen Unterschlupf zu finden. Aber die Frau, die ihr eine Unterkunft verspro-

chen hatte, brach ihr Wort, und sie fand sich wieder in einem winzigen Zimmer, ohne Lebensmittelkarten. Hungrig und erschöpft, ohne einen Ort, wo sie hingehen konnten, besuchten Silvan und sie einen Priester, der ihnen früher schon geholfen hatte. Dieser aber fürchtete sich nun und wollte sich aus der Sache heraushalten. Er vermittelte ihnen für eine Nacht ein ungeheiztes Zimmer ohne Licht – sie hatten nicht einmal eine Kerze. Sie kehrten nach Tannheim zurück. Diesmal fanden sie Unterschlupf bei einem älteren Bauernpaar, Michl und Sefa. Aber auch ohne ihre jüdische Identität zu kennen, bestand der Bürgermeister darauf, dass der Ort nur für evakuierte Leute aus Essen und Innsbruck sei, und dass sie nach Berlin zurückkehren sollten. Er brachte eine fünfköpfige Familie bei den Bauersleuten unter. Sie musste eine andere Unterkunft finden (Februar 1944).

Gerade als sie diese Weisung erhalten hatte, traf ihr Ehemann in Tannheim ein. Sie hatten sich ein halbes Jahr nicht gesehen. Er hatte so viel an Gewicht verloren, dass er aussah „wie ein Skelett" und sie ihn fast nicht erkannte. Er war schwer krank. Er war überarbeitet, unterernährt und schrecklich einsam gewesen. So sorgte sie sich inmitten ihres eigenen Traumas um ihren Mann, seinetwegen und auch weil er ihr einziger Schutz war. Die Bauern, bei denen sie wohnten, fanden einen anderen Platz für sie, vier Wegstunden entfernt. Trotz seines geschwächten Zustandes floh die Familie dahin, ihre Habseligkeiten zogen sie auf einem Schlitten mit.

> Das Haus ist völlig verwahrlost und starrt vor Schmutz von oben bis unten. Ich habe das mir zur Verfügung stehende Zimmer so gut es ging, gesäubert, doch den ganzen Tag wird man von Flöhen geplagt. ... ich kann das Gefühl des Verlorenseins nicht loswerden ... Das Dorf liegt auf einem Hochplateau; man hat den Eindruck, daß es jedem Wind und Wetter preisgegeben ist, und genau so preisgegeben fühle ich mich dort unter den Menschen." (Ende März 1944)

Sie lebten zusammen mit den sieben Kindern des Bauern und den vier Kindern einer aus Bremen evakuierten Familie (Ende März 1944). Als ihr Mann im April 1944 nach Berlin zurückkehrte schrieb sie:

> Gustav ist wieder nach Berlin gefahren. Er hat über unsere trostlose Situation noch mehr den Kopf hängen lassen als ich. ... Bedrückend ist unsere Lage schon. Nicht nur, daß ... wir eine schlechte Schlafstatt haben, keinen Tisch ... keinen Ofen, um zu heizen, daß wir frieren, daß wir Hunger leiden, nicht das bedrückt uns so sehr, sondern daß die Menschen um uns herum kalt und lieblos sind ... (April 1944)

Nachdem unter den Kindern die Krätze ausgebrochen war, beschloss sie, dieses Haus zu verlassen. Sie beschrieb, wie sie mit ihrem sechsjährigen Sohn durch meterhohen Schnee stapfte: „[Er] hat sich unterwegs sehr tapfer gehalten und mir immer wieder gesagt, wenn er in meinen Fußstapfen herumkletterte: ‚Du brauchst dir gar keine Sorgen um mich zu machen, das kann ich sehr gut.'" (Ende April 1944)

Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, bezogen sie innerhalb von zwei Wochen fünf verschiedene Unterkünfte. Manche hatten sie durch Bekannte gefunden, andere durch Fremde. Erna bezahlte teuer für einige dieser kurzfristigen Unterkünfte, in anderen arbeitete sie für ihren Lebensunterhalt. Als sie für ein paar Tage zu Michl und Sefa zurückkehrte, forderte die Polizei sie auf, den Ort umgehend zu verlassen.

Sie gingen nun nach Osten, schwer beladen mit Kleidungsstücken und Wäsche für einige Wochen. In den Monaten Mai und Juni begann Erna Becker-Kohen zu verzweifeln. Was würde aus ihnen werden? Sie dachte, dass ihr Sohn bei den Bauern in Jungholz überleben könnte. Indem sie ein Herzleiden vorgab, erhielt sie von einem Arzt Digitalis: „Ich wollte mich nicht weiter hetzen lassen ... und müde und abgekämpft wie ich war, konnte selbst der Gedanke an Silvan ... mich daran nicht hindern, die Flasche auszutrinken. ... die Angst vor der Zukunft [war] zu groß." (Juni 1944) Die Dosis war nicht ausreichend gewesen und sie überlebte. Später erinnerte sie sich daran, wie ihr – als die Wirkung der Medizin nachließ – vor dem Weiterleben graute.

Ihr trauriges Los begann von neuem. Sie wanderten durch kleine Dörfer und machten eines Tages am Haus eines Priesters Halt. Erna schilderte ihm ihre Situation und er bot ihr an, dass sie zwei Tage bleiben könne. Dann bekam auch er Angst und schickte sie hinaus in den strömenden Regen. Sie kehrten zurück zur Hütte mit den elf Kindern, wo sie sich von ihrem Selbstmordversuch erholte.

Wieder holten die Behörden sie ein und forderten sie auf, innerhalb von 24 Stunden wegzugehen. Ende August flehte Gustav sie an, nach Berlin zurückzukehren, da er ihre Irrfahrt nicht länger ertrug. Aber Erna fürchtete, dass ihre Rückkehr für sie und Silvan das Ende bedeuten würde, und sie suchte wieder die Hilfe eines Priesters. Er empfahl ihr den Ort Pfronten, wo es einen katholischen Bürgermeister gab. Da fanden sie tatsächlich einen Unterschlupf, aber die Bauern weigerten sich, ihnen Essen zu geben – auch nicht für gutes Geld und gültige Lebensmittelkarten –, und so waren sie gezwungen, zwei Stunden zum nächsten Wirtshaus zu gehen.

> Dann kam die Katastrophe. Ich wurde krank ... Selbst meinem kleinen Buben gaben sie nur widerstrebend zu essen und oft hat der kleine Kerl dort Hunger gelitten. Einmal kam er vom Kühehüten ... an mein Bett und sagte mir, er habe unterwegs so argen Hunger gehabt, da habe er sich unter eine Kuh gelegt und sich in den Mund gemolken ... Wie leicht hätte die Kuh ihn verletzen können, ich erschrak noch nachträglich. (September 1944)

Ihre Bitten um eine andere Bleibe fanden beim Bürgermeister Gehör, und er organisierte ein Bett im Waisenhaus des Dorfes, das von den Barmherzigen Schwestern geführt wurde. Nach zwei Wochen, als sie sich erholt fühlte, fanden sie und Silvan Unterschlupf in einem Heim, das ihnen die Schwestern empfohlen hatten.

Diese friedvolle Zeit wurde unterbrochen durch die Nachricht, dass Gustav, wie viele mit einer Jüdin verheirateten ‚Arier', ab Mitte Oktober zur Zwangsarbeit einberufen worden war. Getrieben durch das Gefühl der Pflicht, „ihm wenigstens während seiner letzten Tage in Berlin behilflich zu sein", und mit der Versicherung, dass Silvan in dem Waisenhaus bleiben könne, reiste sie ohne irgendwelche Ausweispapiere nach Berlin.

> Da ich mir über die Gefährlichkeit meiner Reise im Klaren war (Bombenangriffe, Verhaftung, weil ich keine Papiere habe, Verrat durch meine lieben Nachbarn), besprach ich mich vorher mit dem geistlichen Betreuer des Waisenhauses, der mir fest versprach, auf Silvan ein besonderes Augenmerk zu haben, falls mir etwas zustoßen sollte. (Oktober 1944)

Zum Glück waren die Züge so voll, dass keine Ausweise kontrolliert werden konnten. Als sie im Labor ihres Mannes ankam, warnte er sie davor, sich in ihrer Nachbarschaft zu zeigen. Doch Erna bestand darauf, in die Wohnung zu schleichen und Gustavs Reisetaschen zu packen. Sie begleitete ihn zum Zwangsarbeiterlager in Nikolassee, am Rande von Berlin – „Bis zum Stacheldraht bin ich mitgegangen, dann mussten wir uns trennen."

Als sie wieder bei ihrem Sohn war, erfuhr sie, dass die Nazis ihren Aufenthaltsort ausfindig gemacht hatten. Wieder packte sie ihre Sachen: „Herrgott, was soll aus uns werden? Ich weiß keinen Weg mehr ..." (Oktober 1944) Sie versteckten sich bei Michl im Haus, wurden aber von der Polizei nach acht Tagen entdeckt und aufgefordert, den Ort unverzüglich zu verlassen. „Was soll ich nur anfangen, Michl weiß auch keinen Rat. Am Nachmittag um vier Uhr geht ein Omnibus nach Reutte, den benutzen wir, der Herrgott muß weiterhelfen." (November 1944)

In Reutte konnten sie nur einen Tag bleiben und waren gezwungen, in ein anderes Dorf weiterzugehen, wo ihnen der Priester jede Hilfe verweigerte. Schließlich hörte Erna von einem winzigen Dorf fünf Kletterstunden entfernt, hoch oben am Berg, wo sie sicher sein würden. Als sie erschöpft dort ankamen, erwies sich diese Voraussage zu ihrer großen Bestürzung als falsch. Juden waren unerwünscht. Auf ihrem Weg ins Tal bedeckten Lawinen die Straßen, und sie musste das Kind über viele unwegsame Stellen tragen. Bei ihrer Rückkehr in das Dorf Häselgehr litt sie an ernsten Herzbeschwerden und hohem Fieber und musste danach drei Wochen lang im Bett bleiben. Glücklicherweise sorgte ein gütiger Priester für sie. Doch ihr Herz hatte durch die Überdosis Digitalis und ihr gehetztes Leben Schaden genommen. Ein Arzt versicherte ihr, dass sie so keine sechs Monate weiterleben würde.

Sobald es ihr besser ging, musste sie eine neue Unterkunft finden, denn die Gendarmerie war gleich nebenan (Weihnachten 1944). Sie zog das Leben bei Bauern den Gasthäusern vor, denn dort verlangte man Ausweispapiere und sie suchte die Anonymität. Diesmal kamen sie und Silvan für einige Wochen in einem Gasthaus unter. Im Januar 1945 mussten sie das kalte, ungeheizte Gasthaus wiederum für eine neue Unterkunft verlassen. Im Februar 1945 wurden sie aufgefordert, die Gegend zu verlassen. Doch trotz allem begann sie Hoffnung zu schöpfen: „Ich saß in den letzten Nächten heimlich am Radio und hörte Schwarzsender. Wenn alles stimmt, was sie sagen, dann muss dieser furchtbare Krieg doch bald ein Ende haben und für mich die Befreiung kommen."

Doch die Tage der Flucht waren nicht vorbei. Nach einer vierstündigen Schlittenfahrt über einen schneebedeckten Pass standen die beiden erfroren und erschöpft und ohne Dach über dem Kopf da. Als sie im einzigen Hotel in der Gegend ein Zimmer mieten wollten, wurden sie gefragt: „Was wir denn hier oben überhaupt zu suchen hätten, bei mir sei wohl etwas nicht ganz sauber, sonst würde ich nicht auf solchen Wegen herumziehen ..." Die beiden brachen für nochmals sechs Stunden auf: „Die Landstraße war spiegelglatt vereist. Wir faßten uns bei den Händen und nur langsam kamen wir vorwärts. ... Oft stürzten wir auf der eisigen Straße." (März 1945) Für zwei Tage fanden sie Unterkunft in einer kleinen Postherberge und wanderten dann Richtung Zams. Acht Tage lang schliefen sie in einem kleinen Mietzimmer in einem Privathaus und kehrten dann zu freundlichen Bauern in

einem nahe gelegenen Ort zurück, bei denen sie vier Jahre zuvor schon gewesen waren. Doch diese Unterkunft war nur für einige Tage, denn das Ehepaar musste Platz machen für neue Gäste: Auf dem Land wimmelte es vor Menschen, die Schutz vor den Bombenangriffen suchten. Sie gingen zu einem anderen Bauern, wo die Flöhe sie bei lebendigem Leibe auffraßen, und flohen drei Tage später zu dessen verwitweter Nachbarin. Diese Frau und ihre vier Kinder verstanden ihre Notlage und waren freundlich (April 1945). Sie waren nun andere Lebensumstände gewohnt:

> Morgens waschen wir uns, auch bei Kälte, bei Regen und Schnee, am Brunnen vor dem Haus ... Bei den Mahlzeiten essen wir gemeinsam mit den anderen aus einer Schüssel. Am ersten Tag stellte man uns beiden einen Teller hin, da schob Silvan ihn fort und erklärte: „Nein, ich esse mit den Kindern aus der Schüssel." Mir ist diese Umstellung nicht so leicht gefallen, doch auch ich habe auf den Teller von da an verzichtet.

Würden die Amerikaner ankommen, bevor sie wieder von ihrer letzten Unterkunft vertrieben würden? „Meine Nerven sind zum Zerreißen gespannt, das Wartenmüssen ist kaum auszuhalten ... Nachts kann ich schon lange nicht mehr schlafen, da plagen mich alle möglichen Schreckgespenster."

Der Mai 1945 brachte die Befreiung. Nicht länger voller Furcht, konnte sie nur verwundert um sich blicken, wie die Feindseligkeiten schwanden und Leute, die bislang grausam zu ihr gewesen waren, nun plötzlich ihre Freundschaft suchten. Als Silvan krank wurde, trafen sie einen deutsch-jüdischen Flüchtling aus Bonn, der nun amerikanischer Militärarzt war. Von ihm erfuhren sie nun – Ende Mai 1945 – vom Völkermord. „Das also waren die ‚Umsiedlungslager'". Alle ihre Verwandten waren umgebracht worden.

Ungeachtet ihrer Verzweiflung und ihrer gesundheitlichen Probleme suchte sie nach ihrem Mann. Im Oktober 1945 hatte sie noch immer nichts von ihm gehört.

> Ich kann es nicht ertragen, von meiner großen Familie in Deutschland die einzige Überlebende zu sein. Wenn ich einmal die Gewißheit habe, daß Gustl tot ist, dann will ich mit dem Kind auch nicht mehr leben. Was sollen wir denn hier? Wir stehen ganz allein, im Grunde auch heute noch verachtet von den meisten Menschen. Meinem Buben erweise ich nur einen Dienst, wenn ich ihm das schwere Schicksal eines Menschen, der nirgends auf Erden eine Heimat hat, erspare.

Die Gedanken an Selbstmord quälten sie weiter.

Erst im Januar 1946 erfuhr Erna, dass ihr Mann noch lebte. Er konnte kaum gehen und trug ein Gipskorsett wegen einer Infektion der Wirbelsäule, die sich später als Knochentuberkulose erweisen sollte. Mit seinen fast 1,85 Meter wog er ungefähr 45 Kilo. Er war 43 Jahre und ein alter Mann. Er sollte sich nie wieder ganz erholen. In seinem Brief an Erna schrieb er:

> Ich bin natürlich nicht arbeitsfähig. Die Krankenkasse zahlt nicht mehr, und ich lebe hier auf öffentlicher Fürsorge. Wie früher wird es nicht mehr werden. Ich bin das ganze Jahr nicht in die Sonne und in die Luft gekommen und habe viel gehungert.

Trotz ihrer körperlichen Leiden waren sie sehr erleichtert, dass sie beide – entgegen ihrer Befürchtung – überlebt hatten, und dies gab ihnen Kraft. Doch ein neues Leben zu zweit war ihnen nicht vergönnt.

Gustav starb 1952. Erna und Silvan ließen sich 1954 in Freiburg nieder, nachdem der Versuch eines Neubeginns in Chile gescheitert war.

Zum Abschluss

Nach dem Krieg kamen 3.000 bis 5.000 jüdische Frauen und Männer aus ihren Verstecken. In Berlin, wo einst 160.000 Berliner Juden gelebt hatten, überlebten ungefähr 1.400 als ‚U-Boote'. Weniger als ein Prozent der ursprünglichen jüdischen Bevölkerung Deutschlands von 1933 war von ihren Landsleuten gerettet worden. Die meisten Deutschen hatten die Juden zum sozialen Tod verurteilt und hatten weggesehen, als der soziale Tod zum Völkermord eskalierte. Nur ganz wenige hatten Menschlichkeit und den Mut gezeigt, den Jüdinnen und Juden zu helfen, viel weniger als die Zahl derjenigen, die zu Tätern geworden waren.

Dieser Aufsatz untersucht Muster des Versteckens und erzählt drei Geschichten aus dem Untergrund in Deutschland. Eine dieser Geschichten ist die einer jüdischen Frau und ihres kleinen Kindes, die sich in Berlin und Umgebung versteckten. Wie es das Glück so wollte, traf Ruth Abraham die Frau, die ihr das Leben rettete, auf der Straße. Die zweite Geschichte ist die einer Jüdin, deren Glück sie vor einer Schusterwerkstatt Halt machen ließ. Und die dritte Geschichte erzählt von der Irrfahrt einer jüdischen Frau, die in einer jüdisch-christlichen Ehe lebte und der es mit viel Glück gelungen war, der Gestapo immer voraus zu sein.

Wagemut und Durchhaltevermögen waren unerlässlich für ihre qualvolle Flucht. Aber das Glück bestimmte über Leben und Tod. Ruth Abraham, Irma Simon und Erna Becker-Kohen sind die ‚Erfolgsgeschichten' des Versteckens. Im Mai 1945 fand ihr Alptraum ein Ende.

Doch auch dann, als sie erleichtert aufatmeten, als Nazideutschland untergegangen war, kann von ‚Erfolg' nur im Vergleich zu dem Schicksal derjenigen, die die Nazis gefunden und ermordet hatten, gesprochen werden. Auch wenn ihr physisches Leben gerettet worden war, hatten sie doch unwiederbringliche Verluste und maßlosen Schmerz erlitten. Ihr früheres Leben und ihre Gesundheit waren zerstört. Überdies erfuhren sie die entsetzliche Wahrheit über den Völkermord. Jeder hatte Eltern, Geschwister, fast die ganze weitere Verwandtschaft und viele Freunde verloren. Die Nazis hatten ihre Häuser zerstört, ihre Synagogen entweiht und sie ihrer Heimat beraubt, und fast alle Deutschen hatten zugesehen, hatten es geduldet oder gar Beifall gezollt. Bei zweien der drei Frauen riss das Dritte Reich die Ehe auseinander. Was immer sie auch vor dem Krieg besessen hatten, wurde ihnen vorenthalten und erst Jahrzehnte später widerstrebend (wenn überhaupt) zurückgegeben. Eine der Frauen begann ein neues Leben in den Vereinigten Staaten und zwei lebten während ihrer letzten Lebensjahre in Deutschland, nachdem ihre Versuche, im Ausland eine neue Existenz aufzubauen, gescheitert waren. Es gibt kein *Happy End*.

Macht Glück glücklich? Dies ist vielleicht das deutlichste Beispiel einer Situation, in der die Antwort lautet: „Nein".

Aus dem Amerikanischen von Gabriella Burkhart